

Vorwort

Für jeden, den es trifft – dramatischer Verlust an Sehkraft, ein trotz aller Fortschritte der modernen Ophthalmologie nicht aufzu haltender Erblindungsprozess oder gar völlige Blindheit –, ist es ein gravierender Eingriff in die Lebensplanung, in die soziale und berufliche Stellung, in die Psyche. Der Mensch ist, jedenfalls in der „zivilisierten“ Welt, elementar auf seine Sehkraft angewiesen – elementarer als auf seine Riech- oder seine Hörfähigkeit.

Das gilt in ganz besonderer Weise für Wissenschaftler, die von ihrer Profession her auf das kontinuierliche Lesen von Fachliteratur und von geschriebenen Quellen oder auf das Einschätzen bildlicher Zeugnisse angewiesen sind: also auf Geistes- und Kulturwissenschaftler jeglicher (historischer oder philologischer) Ausrichtung und auf Kunsthistoriker, Archäologen, Ethnologen und Buchwissenschaftler als Vertreter einiger bild- und gegenständlich orientierter Disziplinen. Das vorliegende Buch fokussiert sich auf die Berufsgruppe der Historiker und geht der Frage nach, wie betroffene Angehörige mit dem in der Regel irreparablen Verlust an Sehkraft und einem (häufig) irreversiblen Erblindungsprozess umgehen. Solche Vorgänge berauben sie ja eines zentralen Bestandteils ihrer beruflichen Voraussetzung und zwingen sie stärker als „normale“ Menschen, sich auf Neues einzulassen: die Fähigkeit des Zuhören-Könnens zu erlernen und sich eine bislang unbekannte Schrift und andere Hilfsmittel anzueignen, sich von Dritten abhängig zu machen, das Gedächtnis neu und andersartig zu trainieren, eine Mnemotechnik zu entwickeln und anderes mehr.

Nach dem WHO-Report von 2004 (*Global data on visual impairment*), der, soweit er Europa betrifft, auf Erhebungen in sieben Ländern beruhte

(ohne Deutschland) und dann für Deutschland hochgerechnet wurde¹, beläuft sich die Zahl blinder Menschen in Deutschland auf 164.000 (0,2 % der Gesamtbevölkerung), die sehbehinderter Menschen auf 1.066.000 (1,3 %). In Deutschland erblinden jährlich ca. 10.000 Menschen neu. Der Anteil der unterschiedlichen Berufsgruppen – also etwa der Hochschullehrer – wird in solchen Statistiken selbstredend nicht ausgeworfen. Aber dass unter den mehr als 1,2 Millionen blinden bzw. hochgradig sehbehinderten Menschen sich auch etliche Tausend Universitätsdozenten oder Wissenschaftler an außeruniversitären Forschungseinrichtungen befinden, liegt auf der Hand. Die Zahlen für Deutschland „kranken“ freilich allein schon daran, dass sie lediglich hochgerechnet wurden und in Deutschland verlässliche Statistiken – zum großen Unmut der Interessenverbände – nicht zur Verfügung stehen. Auch der Versuch, eine DDR-Statistik nach dem Mauerfall auf das vereinigte Deutschland hochzurechnen (ca. 150.000 blinde, ca. 500.000 stark sehbehinderte Menschen für die Zeit um 1990), kann kaum als zuverlässig eingestuft werden; schon die erheblichen Unterschiede zur WHO-Studie legen diesen Verdacht nahe. Auch die Hochrechnung der Blindengeldbezieher in Nordrhein-Westfalen im Jahr 1997 auf die ganze, also die alten und die neuen Länder umfassende Bundesrepublik Deutschland – 133.600 Blinde – ist methodisch anfechtbar, bestätigt aber wenigstens die Tendenz. Vergleichbare Statistiken für frühere Epochen, hier vor allem das ausgehende 19. und beginnende 20. Jahrhundert, stehen, kaum überraschend, nicht zur Verfügung.

Zu allem Überfluss „leiden“ die genannten Statistiken daran, dass in der Bundesrepublik Deutschland die Kriterien für „hochgradige Sehbehinderung“ und „Blindheit“ andere sind als in der WHO-Studie und als in der DDR-Statistik. Nach deutschem Recht, das strenger ist als die Blindheitskriterien etwa der USA und Australiens oder als die WHO-Kriterien, gilt als „blind“ ein Mensch, der mit dem besser sehenden Auge selbst mit Hilfsmitteln nicht mehr als 2 % dessen sieht, was ein Mensch mit normaler Sehkraft sieht; als „hochgradig sehbehindert“ gilt als

¹ Bernd Bertram, Blindheit und Sehbehinderung in Deutschland: Ursachen und Häufigkeit, in: Der Augenarzt Jg. 39 (2005), Heft 6, S. 267–268.

Grenzwert 5 %. Diese Definitionen² spiegeln die allgemein gebräuchlichen Zahlen, die aber mit der logarithmischen Sehschärfenskala der Ophthalmologen nicht identisch sind³. Wie auch immer: Der hier in Rede stehenden Zeit waren sie völlig unbekannt, das Etikett „blind“ wurde von Zeitgenossen auch auf Personen angewandt, die zwar extrem seh-schwach waren, deren Augen aber möglicherweise von dem Schwellenwert 2 % ein ganzes Stück entfernt geblieben waren. Das gilt auch für einige der hier vorgestellten Historiker, weswegen der Begriff „Blindheit“ *cum grano salis* zu verstehen ist und zwar nicht in (eher verwirrende, weil metaphorische Konnotationen einschließende) Anführungszeichen gesetzt wurde, aber mitbedacht werden muss.

Die kleine Schrift, die hier vorgelegt wird, entstand, nachdem sie gedanklich eine längere Vorlaufzeit hatte, seit dem Frühherbst 2019 und wurde durch die Corona-Krise um etliche Monate zurückgeworfen, in denen nicht nur die Bibliotheken, sondern auch die Archive für den Publikumsverkehr geschlossen waren. Das Covid-19-Virus und die noch lange nicht absehbare Rückkehr zu „normalen“ Reise- und Forschungsbedingungen verhinderten es auch, allen Spuren in Gestalt von Nachlässen dritter Personen, die mit den unmittelbar Betroffenen in mehr oder weniger engem Kontakt standen, nachzugehen. Den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Archive in Berlin, Bonn, Göttingen, München und Jena – ich nenne hier besonders Constanze Mann, Arno Mentzel-Reuters und Thomas Breitfeld – bin ich für ihre freundliche Unterstützung zu großem Dank verpflichtet; coronabedingt wurden mir in fast allen Fällen Scans der einschlägigen Archivalien zur Verfügung gestellt. Ferner gilt mein Dank den Einrichtungen – in einem Fall auch einer privaten Rechteinhaberin –, die mir erlaubten, Fotos aus ihren Bildbeständen zu reproduzieren. Ich danke ebenso den Archiven, Bibliotheken und Universitätsinstituten, die mir Auskünfte erteilten, in den meisten Fällen

² Vgl. das entsprechende Zahlenmaterial des Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverbands: <https://www.dbsv.org/zahlen-fakten.html#whozahlen> (Zugriff am 27. März 2020).

³ Die augenärztliche, dezimale logarithmisch gestaffelte Sehschärfenskala benennt als Richtwert für Blindheit 0,02, für hochgradige Sehbehinderung 0,05–0,02 und für Sehbehinderung allgemein $\leq 0,3$.

Fehlanzeigen. Etliche Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich im Laufe der Zeit über das Thema sprach, haben mir wichtige Hinweise gegeben; ich nenne hier namentlich Renate Wittern-Sterzel (Erlangen), Stefan Rebenich (Bern), Wolfgang Neugebauer (Berlin), Jürgen Osterhammel (Freiburg), Thomas Olechowski (Wien), Martin Rohrbach (Tübingen), Martin Esperhorst (Gehrde) und Bjoern Biester (Frankfurt/Main). Ganz besonderer Dank gebührt den Ophthalmologen, die einem Laien mit sachkundigem Rat beistanden – so schwierig es ist, aus unpräzisen, nicht-fachmännischen und lange zurückliegenden Quellenbelegen eine retrospektive Diagnose zu erstellen. Der Würzburger Emeritus Franz Grehn, einer der maßgebenden Glaukom-Forscher unserer Tage, war bei der Identifizierung der Komponenten, die zu einer Erblindung bzw. hochgradigen Sehstörung der Protagonisten führten, eine unschätzbare Hilfe; ihm gilt mein warmer Dank für seine „Lust“, sich auf dieses Terrain zu begeben. Und ebenfalls ganz besonders dankbar bin ich dem Kollegen Hans-Peter Heinz (Mainz), der nicht nur einige wichtige Hinweise gab, sondern der als „Betroffener“ auch seine Bereitschaft erklärte, mich einen Blick auf die Probleme und die Psyche von blinden Menschen werfen zu lassen. Nicht zuletzt danke ich dem Verlag und namentlich dem Leiter der Lektoratsabteilung Geschichte/Politik/Gesellschaft Peter Kritzinger für sein spontanes Interesse an dem Thema und für die sorgfältige Begleitung des Herstellungsprozesses und der Lektorin Rieke Barbek für ihre akribische Durchsicht des Manuskripts und manche Hinweise. Meine Frau Małgorzata Morawiec war nicht nur, wie stets, die erste kritische Leserin des Entwurfs dieses Buches, sondern sie erstellte auch die Druckvorlage – sie weiß, wie viel mir das bedeutete.

In einem Brief an Bismarck hat der 82-jährige Ranke 1877 den klassischen, geradezu zu einer stehenden Redensart gewordenen Satz ausgesprochen, er habe immer geglaubt, „dass der Historiker alt werden muss“, um seinem Sujet, der Vergangenheit, gerecht werden zu können. Was macht heute ein Historiker mit dem Alter – anders als der Berliner Großmeister, der eine vielbändige Ausgabe „letzter Hand“ seiner Schriften (*Sämmtliche Werke*) betrieb und mit der *Weltgeschichte* ein von der ersten Stunde an problematisches Unternehmen startete, dem nur *ein* Schicksal beschieden sein konnte: ein Torso zu bleiben? Entweder er

schreibt eine (vielleicht gar mehrbändige) von den intellektuellen Erfahrungen eines langen Lebens durchtränkte und als abschließend konzipierte Monographie, eine Biographie etwa eines der Großen unserer Geschichte oder des Fachs, oder er wendet sich, befreit von dem Ballast und entronnen dem „Zwang“, auf karrierefördernde oder karrierehemmende Rezensionen achten zu müssen, Themen abseits des *mainstream* der Forschung zu, die er „schon immer einmal“ bearbeiten wollte. Ich habe mich für den zweiten Weg entschieden: Nach der *Abgebrochenen Forschung* lege ich hier ein zweites Buch vor, das sich – vermeintlich – in der Peripherie des Fachs ansiedelt, das aber, wie ich glaube, wissenschaftsgeschichtlich(es) Neuland erschließt.

Mainz, im Herbst 2020

Heinz Duchhardt